

Winifred Wagner: „Unser seliger Adolf“

Den Bayreuther Festspielen dieses Jahres, letzten Freitag mit Wolfgang Wagners Neuinszenierung des „Parsifal“ eröffnet, wurde kurz vor Beginn ein unerwartet dissonantes Vorspiel beschert: Winifred Wagner, 78, Schwiegertochter des Meisters Richard und Freundin des

Führers Adolf, brach ihr drei Jahrzehnte langes Schweigen. In einem Dokumentarfilm von Hans-Jürgen Syberberg preist sie Wagner-Fan Hitler als „einzigartige Persönlichkeit“. Jüngere Wagner-Nachkommen und Wagnerianer fürchten nun neuen Unfrieden um Bayreuth.

Wenn der Hitler heute hier zur Tür reinkäme“, sagt die alte Dame, „ich wäre genauso fröhlich und so glücklich, ihn hier zu sehen und zu haben, als wie immer.“ Was sie „für gut und menschlich an dem Mann gehalten“ habe, das lasse sie sich „einfach nicht nehmen“. Hitler, der „blutbefleckte Freund“, war, so schwärmt sie, „eine einzigartige Persönlichkeit“.

Winifred Wagner hatte nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie Adolf Hitler ungebrochen weiter so verehrt wie von 1930 bis 1944, als sie, die Schwiegertochter Richard Wagners, Prinzipalin der Bayreuther Festspiele und Herrin des Familiensitzes Villa Wahnfried war. Nur öffentlich „predigen“, wie sie sich ausdrückt, konnte sie ihre Treue zum Führer nicht mehr: Seit dem Entnazifizierungs-Verfahren von 1947 sei ihr das „Maul verboten“ gewesen; im Interesse eines politisch bereinigten Wagner- und Festspiel-Images war für lange Zeit wohl besonders der Familie an ihrem Schweigen gelegen.

Jetzt hat sie gesprochen. Überredet von ihrem Enkel Gottfried Wagner, 28,

Sohn des gegenwärtigen Festspiel-Leiters Wolfgang Wagner, hat sie sich dem Münchner Filmemacher Hans-Jürgen Syberberg, 39, für einen fünf Stunden langen Dokumentarfilm anvertraut. In ihrem alt- und großbürgerlich ausgestatteten Bayreuther Pavillon, wo einst auch Hitler oft zu Gast gewesen war, gab sie, mit tiefer, rauher

Stimme, Auskunft über „unseren seligen Adolf“.

Gefilmt wurde das Mammut-Interview an fünf Tagen im April dieses Jahres. Winifred-Enkel Gottfried, der in München Musik studiert und an einer Doktorarbeit über Kurt Weill arbeitet, assistierte dem Regisseur bei den Dreharbeiten. Unter dem Titel „Winifred Wagner und das Haus Wahnfried 1914—1975“ will Syberberg den Film im Herbst ins Kino bringen.

Syberberg hat in früheren Filmen Brecht, Kortner, Romy Schneider und den bayrischen Sex-Filmer Alois Brummer dokumentarisch zu Wort kommen lassen; in ästhetisch ehrgeizigen Spielfilm-Produktionen porträtierte er einfühlsam zwei deutsche Trivial-Genies des 19. Jahrhunderts: Bayernkönig Ludwig II. und Karl May. Bei Vorarbeiten zu einem geplanten Spielfilm über Hitler kam ihm die Idee, dessen Bayreuther Freundin Winifred Wagner „wie Brechts Zöllner nach ihrem Leben abzufragen“.

Syberberg hat ihr von vornherein „zu erkennen gegeben“, daß „sie auf der falschen Seite“ war: „Ich habe gesagt, Sie wissen, ich teile Ihre Ansichten nicht, aber ich respektiere sie.“

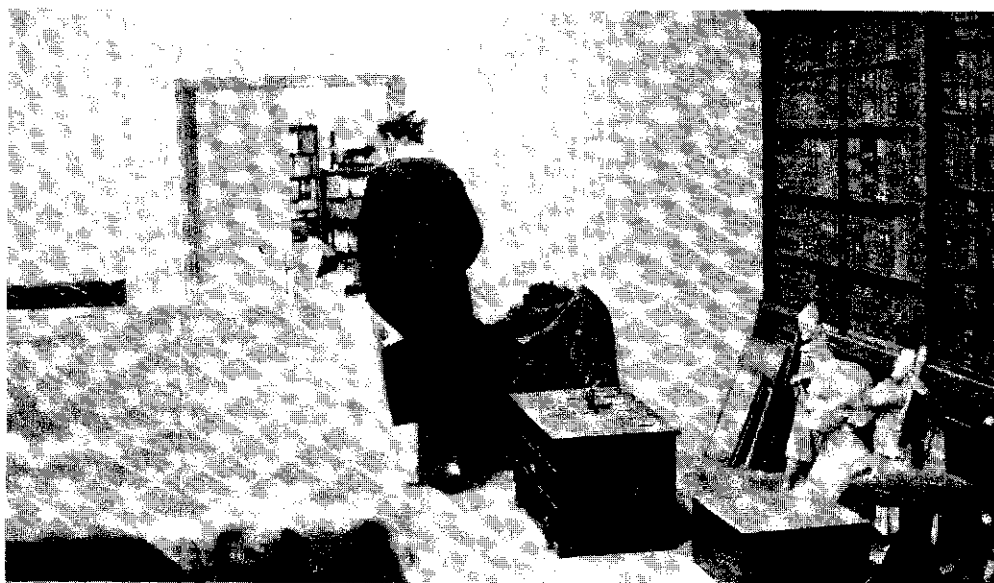
Die gebürtige Engländerin vom „Typ Herrenreiterin“ (Syberberg), die



Winifred Wagner, Enkel Gottfried Bekenntnisse vor der Kamera



Winifred Wagner mit Hitler in Bayreuth, im Syberberg-Film: Treue zum Freund



1914 nach Bayreuth gekommen war und ein Jahr später Richard Wagners Sohn Siegfried (1869 bis 1930) geheiratet hatte, stellte sich Syberbergs Filmteam und seinen Fragen mit teils reservierter, teils burschikoser, stets aber selbstbewußter Bereitwilligkeit inmitten zahlreicher Erinnerungsstücke, die nun auch im Film zu sehen sind.

Ein Bild in den Photoalben beispielsweise, die sie erinnerungsselig vor der Kamera durchblättert, zeigt ihre Tochter Friedelind als Kind auf dem Schoß von Goebbels. Friedelind Wagner zerstritt sich später mit ihrer Mutter wegen deren Nazi-Verbindungen, ging 1940 nach Amerika und schrieb ein Buch „Nacht über Bayreuth“. Nach dem Krieg versöhnten sie sich wieder — im Film aber lästert die Mutter nun über die Tochter: „Hat immer eine große Rolle spielen wollen“ und „so recht auf'n grünen Zweig ist sie nie gekommen“.

Ähnlich fertigt sie auch ihren (1966 gestorbenen) Sohn Wieland ab, der gemeinsam mit seinem Bruder Wolfgang von 1951 an die Wagner-Festspiele geleitet und stilistisch modernisiert und Bayreuth vom Hitler-Schatten weitgehend befreit hatte. Er habe, sagt sie vor der Kamera, alles nur „runtergemacht“ und „nur gegen uns intrigiert“. Wieland Wagner hatte es noch 1965 für nötig gefunden, sich öffentlich gegen seine Mutter zu erklären, weil „die noch immer an des Führers Endsieg glaubt“.

Dieses makabre Image pflegt Winifred Wagner in Syberbergs Film weiter, ungeniert und sichtlich unbelehrbar. Gleich eingangs erklärt sie: „Das große Interesse der Allgemeinheit scheint sich immer wieder auf unser Verhältnis zu Hitler zu konzentrieren.“ Für sie war das „eine rein menschliche, persönliche und vertrauliche Bindung, die auf der Grundlage der Verehrung und der Liebe zu Richard Wagner beruhte“. Und deshalb wird sie des Nazi-Führers „stets in Dankbarkeit gedenken, weil er mir buchstäblich hier in Bayreuth sozusagen die Wege bereitet hat“.

Daß Hitler dabei „die Festspiele in den Dienst des Nationalsozialismus gestellt“ habe, sei „barer Unsinn“, meint die Ex-Prinzipalin: Der Führer kam „als Wagner-Fan und Freund des Hauses“ — Nazi-Größen von Göring bis Rosenberg folgten ihm; HJ-, BDM- und Trachtengruppen reisten an, „um einen Blick auf den Führer erhaschen zu können“, während seiner „Jubiläum- und Triumph-Fahrt“ vom Wagner-Hort Wahnfried zum Festspielhaus auf dem „Grünen Hügel“, wo Winifred ihn erwartete und ihn zur Loge geleitete.

Sonst kam Hitler, wie seine treue „Winni“ sich erinnert, um bei den Wagners „Familienleben zu genießen“, ungestört in seinem Schlaf von vier Uhr morgens bis elf oder zwölf Uhr mittags: „Hier auf meinem Terrain hat er seine absolute Ruhe gehabt.“ Er

kam auch, „um die Kinder zu sehen“, mit denen er „ganz rührend“ war: „Sie haben ihn eigentlich als guten Onkel betrachtet, und er hat sich wirklich als ein solcher bei uns aufgeführt.“ Er hat „österreichischen Herzentakt und Wärme“ verbreitet und „auch ganz nett Klavier gespielt“.

Für Winifred „war er überhaupt nicht der Führer“, sondern „dieser fesselnde und interessante Mensch“, an dem sie „nie eine menschliche Enttäuschung erlebt“ habe, „abgesehen natürlich von den Sachen, die draußen vor sich gingen, aber das berührte mich ja nicht“, und „alles, was ins Dunkle geht bei ihm — ich weiß, daß es existiert, aber für mich existiert es nicht“. Denn sie sei „ein restlos unpolitischer Mensch“, und notfalls ist sie „imstande, den Hitler, den ich kenne, vollkom-

exemplarisch verkörpert. Sie war für ihn „eine Unternehmerin, eine Women's-Lib-Person“, die „feste Entscheidungen“ traf. „Eigentlich“, sagt er, „ist der Film mein Beitrag zum Jahr der Frau.“

Der Filmemacher, in seiner Ästhetik selber Wagnerianer und dem 19. Jahrhundert verbunden, sieht sein provokantes Dokumentarwerk in erster Linie nicht etwa als ideologiekritische Lektion, sondern als „Kunstwerk“, das „Vergnügen“ bereiten und „schön“ wirken soll. Darum werde in dem Film „alle Freiheit der dialektischen Imagination gewahrt“, auch was die Präsentation der Winifred Wagner mit ihren Hitler-Bekennnissen angeht — „durch die langsame und stille Kameraführung, die das Gesicht, die Blicke einfängt, auf dem und in denen die Worte und Welten entstehen und vergehen“.



Komponist Wagner (2. v. r.), Cosima Wagner (3. v. l.): Utopie einer heilen Welt?

men zu trennen von dem, was man ihm heutzutage alles zur Last legt“.

Außer über Hitler, „diese Erfahrung“, die sie „nicht missen möchte“, plaudert Winifred Wagner in Syberbergs Film detail- und anekdotenreich über ihr Leben im Haus Wahnfried. Von Richard Wagners Witwe Cosima wurde sie dort „absolut im Sinne Wagners und Bayreuths erzogen“, zur „Nachfolgerin“ der „Hohen Frau“ bestimmt.

Für Syberberg ist sie vor allem „lebendes Zeugnis“ einer von der „Dekadenz des Großbürgertums“ geprägten Epoche. Die Geschichte des Hauses Wahnfried, die sein Film zugleich mit der Winifred Wagners aufzeichnet, soll deutlich machen, daß die „Villa des Künstlers als Utopie einer heilen Welt“ zwangsläufig „die verhängnisvollen Gäste von Ludwig II. bis zu Hitler“ anlocken mußte.

Syberberg sieht in Winifred Wagner aber auch „die Frühemanzipierte“

So jedenfalls steht es geschrieben in einem französischen Text, den Syberberg verfaßt hat — zur Uraufführung der „Winifred Wagner“ bei einer Retrospektive des gesamten Syberberg-Filmschaffens in Paris. Titel der kürzlich von der „Cinémathèque Française“ veranstalteten Schau: „Der Musikfilm der Zukunft“.

Wolfgang und Gottfried Wagner freilich, die der Premiere beiwohnten, konnten sich zu der „großen Distanz“, mit der Ästhet Syberberg die Hitler-Erinnerungen ihrer Mutter und Großmutter sehen will, ihrerseits nicht durchringen: Sie fühlten sich doch so unmittelbar betroffen, daß sie — nach „Differenzen“ und „Waffenstillstand“ — schließlich mit dem befreundeten Regisseur übereinkamen, den Film vorerst nicht mehr vorzuführen.

Die jüngeren Wagner-Erben sowie Freunde der Neu-Bayreuther Wagner-

* Mit Wagner-Verwandten und Freunden in Bayreuth.



Regisseur Syberberg
Leben abgefragt

Pflege befürchten sogar neuen politischen Unfrieden um Wahnfried durch Winifreds Sprüche. Vielleicht, so bangt Hans-Jürgen Syberberg, fühlten sich jetzt „wieder welche dazu ermuntert“, die Festspiele zu stören — etwa durch „Sieg Heil!“-Rufe.

BÜCHER

Durch Marlenes Fenster

Axel Eggebrecht: „Der halbe Weg“. Rowohlt; 330 Seiten; 34 Mark.

So alt zu werden wie dieses verirrte zwanzigste Jahrhundert, sogar stets noch elf Monate mehr, ist nicht wenig, schon gar nicht für Leute, die sich um die Zeit, um ihre Zeiten kümmern. Axel Eggebrecht ist mit seiner Autobiographie übergekommen, die eigentlich schon zum Siebzigsten fertig sein sollte, und da haben wir es. Er ist beinahe Offizier geworden, beiläufig Funktionär der Kommunistischen Partei, unsichtbar Journalist, nebenbei Buchautor, ungern ein Filmbesucher, widerstrebend ein „Rundfunkmann“ (Eggebrecht) und notgedrungen Verfasser von Drehbüchern für den Film.

Aber wenn schon, denn schon. Der mißratene Sohn eines Reichsgerichtsrats, der ihm Karl May als Lektüre empfahl, endete als Morphinist unter dem Namen Hans Fallada. Den Fähnrich Eggebrecht erwischt es im Westen so gründlich, daß sie ihm noch in diesen Jahren immer mal wieder bis dahin unerkannte Granatsplitter aus den Knochen operieren müssen. Den KP-Klinkenputzer entdeckte Ruth Fischer, Willi Münzenberg schickte ihn zweimal auf Monate nach Moskau. Der unbekannte Dicke, der ihm auf einem Festchen empfahl, Journalist zu werden, war anderwärts unter vier Pseudonymen weniger unbekannt: Kurt Tucholsky. (Unterm Mentorat von Siegfried Jacobsohn hat Eggebrecht für „Die Weltbühne“, bei Willy Haas für dessen „Literarische Welt“ geschrieben, bis zum verordneten Ende.)

Der Mann, der ihm anriet, Pianist zu werden, hieß und heißt Vladimir Horowitz. Die hübsche Junge, die ihm erlaubt, durch ihr Garderobenfenster einzusteigen, wann immer er das Geld für den Theaterplatz nicht hat: Marlene. Der Sportredakteur, dem er die Frau entführt: Remarque. Unter den Filmen, deren Drehbücher er schreibt oder an denen er mitschreibt: „Wenn der Hahn kräht“, „Wiener Blut“, „Bel Ami“. Nach dem Ende des Krieges erfindet er den und ist Mitbegründer des NWDR.

Also ein Glückskind des Jahrhunderts? Die Spur nicht, wohl aber ein Glücksfall an Charakter. Zweimal haben sie ihn eingesperrt, zum Glück in Zeiten, als Konzentrationslager noch, verlogen genug, Schutzhaft genannt wurden und einer auch wieder heraus konnte. Nachdem er in Moskau mit angehört hatte, was nach Lenins Tod gegen Trotzki deklamiert wurde, war er aus seiner Partei ausgetreten; einen anderen, schöneren Kommunismus hält er immer noch fürs Schönste. Vor allen wirklich groben Irrtümern hat ihn, tatsächlich wie eine Art Schutzengel, die Unfähigkeit bewahrt zu verstehen, was Antisemiten denken — er konnte gar nicht anders als gegen sie an, als sie an die Macht gerieten.

Natürlich ist auch in Eggebrechts Autobiographie jene Gewohnheit zu finden, sich vornehmlich an solche Leute zu erinnern, die prominent sind, waren oder wurden — aber wenn's so war? Daß Eggebrecht erst als Leiter der Hamburger Rundfunkschule seine



Autobiograph Eggebrecht
Glücksfall an Charakter

Neigung fürs Pädagogische entdeckte, kann nur einen verwundern: ihn. Von allem Artifizien hält er wenig — er gesteht es ein —, weniger wohl, als einem Schriftsteller zukäme. So, ein Beispiel für vieles, liest er denn nicht, wenn ihm etwas zusagt, sondern er „verschlingt“ die Bücher von Stendhal, von Tolstoi, die Zeitungen. Aber auch dies ist wahr (nicht im Buch): Als er nach einer Schädeloperation, um deren Gelingen manche Sorge war, die Augen aufschlug, fragte er als erstes seine Frau: „Hast du die ‚Welt‘ mitgebracht?“

Walter Busse

KOMMUNISMUS

Ekliges Ding

Die Zukunftsvorstellungen des Kommunismus — klassenlose Gesellschaft, Abschaffung des Staates — müssen revidiert werden. Diesen Schluß zieht der kommunistische Philosoph Wolfgang Harich in einem neuen Buch.

In sechs Gesprächen, die sich über ein halbes Jahr verteilten, diskutierte der Ost-Berliner kommunistische Philosoph Wolfgang Harich, 51, mit dem Lektor des Reinbeker Rowohlt-Verlages Freimut Duve — Thema: Welche politischen Konsequenzen ergeben sich für den Marxismus-Leninismus aus den Analysen des Club of Rome („Die Grenzen des Wachstums“, 1972, und „Menschheit am Wendepunkt“, 1974), wonach die Biosphäre keinen weiteren industriellen Fortschritt aushält?

Im Frühjahr mußte das Diskutierturnier abgebrochen werden. Harich, der von 1956 bis 1964 eine Haftstrafe wegen staatsfeindlicher Betätigung abgesessen hatte, inzwischen aber in der DDR als, wie er es selber ausdrückt, „voll resozialisiert“ gilt, erlitt eine Herzattacke. Übrig blieb ein „Torso-Manuskript“, dessen Veröffentlichung Harich erst nach einigem Zögern genehmigte. Harich am 26. April an Duve: „Geben Sie das Ding, so unvollkommen, wie es ist, in Satz!“ Nächste Woche soll nun das „Ding“ erscheinen*.

Bei dem Entschluß, das Manuskript zu veröffentlichen, hatte Harich auch politische Bedenken überwinden müssen. Er fürchtet, daß das Buch bei seiner, Harichs, „Obrigkeit“ auf „wenig Wohlwollen“ stoßen könnte. „Unannehmlichkeiten“ seien immerhin „denkbar“. Harichs Besorgnis kommt nicht von ungefähr, denn tatsächlich propagiert er in den mit Duve geführten Gesprächen einen „asketischen“ Kommunismus, der sich sehr von den emanzipatorischen Zukunftsvorstellungen unterscheidet, die Marx, Engels und Lenin beschrieben haben.

Friedrich Engels hatte vorausgesagt, daß die Menschheit im kommunistischen Endzustand nicht nur die „Befriedigung der Bedürfnisse aller sicherstellen“, sondern auch noch neue Bedürfnisse erzeugen werde. Marx hatte versprochen (in seiner „Kritik des Gothaer Programms“), daß unter kommunistischen Bedingungen alle „Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fließen“ würden als im Kapitalismus und „jedem nach seinen Bedürfnissen“ gegeben werde. Noch 1961 versprach Chruschtschow, die sowjetische Industrie werde in 20 Jahren alles produzieren, was der

* Wolfgang Harich: „Kommunismus ohne Wachstum? Sechs Interviews mit Freimut Duve“. Rowohlt-Verlag, Reinbek; 212 Seiten; 18,50 Mark.